

4. 11. 1879

Erlangen

Frank

de

beim Antritt des Prorektorats

der

Königlich Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

am 4. November 1879 gehalten

von

Dr. Fr. S. A. Frank,
ordentlichem Professor der systematischen Theologie.



1879

328

Erlangen.

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von C. Th. Jacob.

1879.

Collegen! Commilitonen!

Hochschuliche Versammlung!

Gleichwie dem Einzelnen der Jahreswechsel seines Lebens sonderlichen Anlaß giebt, die Ziele sich zu vergegenwärtigen, nach denen er strebt, und des Weges sich zu versichern, der dahin führe, so mag die Wiederkehr des Tages, an welchem unsrer Friderico-Alexandrina der Kreislauf ihres Lebens und ihrer Arbeit sich erneuert, dazu dienen, nach der einen oder nach der anderen Seite hin der Aufgaben sich zu erinnern, die ihr gesetzt sind und an deren Lösung sie mit diesem Tage wieder herantritt. Allerdings ist bei der Fülle und dem Umfang der Lehrzweige, wie sie der Stamm unsrer Hochschulen aus sich hervorgetrieben, kein Einzelner im Stande, auch nur annähernd die eigenthümlichen Ziele derselben und die Bedingungen ihres Wachsthums seinerseits zu bestimmen; und es möchte daher, um auch den Schein thörichten Anspruchs zu meiden, gerathener sein, sich auf die specielle Disciplin zu beschränken, in welcher man arbeitet und deren Lebensbedingungen man kennt. Solche Beschränkung auf das Besondere hat ihr Recht gerade auch in Beziehung auf das Allgemeine; denn billig wird von Jedem, der so oder anders eingegliedert ist in den Organismus der Hochschule, um an seinem Theile und an seinem Orte ihn zu fördern, vorausgesetzt und erwartet, daß er ein theilnehmendes Interesse für das Ganze sich bewahre und daher die Förderung auch des Einzelnen, persönlich ihm fern Liegenden, um des Ganzen willen sich angelegen sein lasse. Aber andererseits giebt es doch noch Lebensbedingungen, die sich als gemeinsame bezeichnen lassen; und je mehr der Sinn hiefür bei der wachsenden Fülle des Einzelnen und den

weitauseinanderliegenden Fachstudien und wissenschaftlichen Bestrebungen zurückzutreten Anlaß hätte, um so weniger wird wer mit der Pflege des Ganzen in besonderer Weise betraut ist der Entschuldigung bedürfen, wenn er darauf das Auge zu lenken sich gestattet. Im Uebrigen denke ich von dem Umfange und der Tiefe dieses Gemeinsamen viel zu hoch, als daß mir in den Sinn käme, mehr als fragmentarisch und andeutungsweise davon zu sprechen.

Um zu lernen, meine Herren Commilitonen, sind Sie hieher auf die Hochschule gekommen, und lernen wollen Sie, um dadurch Etwas zu werden. Aber inwieweit ist's denn an dem, daß das Lernen zum Werden führt; Wissen und Sein beim Studium der Hochschule, inwiefern sind sie mit einander verbunden und fordern Eines in dem Andern seine Ergänzung?

Manchem, der mit redlichem Fleiß die Schätze des Wissens in den Jahren des akademischen Studiums sich angeeignet hat, ist's beim Eintritt in den nachmaligen Beruf zum Bewußtsein gekommen, wie wenig mit jenem Lernen auch schon das Können, mit dem Wissen auch das Sein dessen gewonnen sei, was man dadurch hat werden wollen. In solchen Momenten, bei solchen Erfahrungen geschieht's dann wohl, daß der kurz zuvor eifrige Süngr der Wissenschaft mit einer gewissen Enttäuschung, einer Art blasirter Verständigkeit auf den unnützen Wissenstram hinblickt, mit welchem er sich belastet habe, und nun trefflich über den Unterschied zwischen Theorie und Praxis zu reden weiß. Man fühlt, daß man noch nicht ist was man durch das Wissen geworden zu sein glaubte. Aber wenn nun dieser Mangel des Seins ausgefüllt werden soll, so nähert man sich einer Klippe, an der nicht Wenige scheitern. Kurzer Hand mit recht einfachen praktischen Hilfsmitteln, Hilfs- und Nothbüchlein, werden die Anforderungen, die an das Können und Sein gestellt werden, befriedigt: so hat sich das Wissen von dem Sein getrennt, zum Nachtheil des Ersteren ohne Gewinn für das Andere. Es ist mir wohl verständlich, wie man hier viel von grauer Theorie redet; aber ich sehe einiges Düstere auch auf der andern Seite, und oft ist das Wischen Grün, welches in solch dürre Praxis sich hineinrankt, nur die Reminiscenz — zwar nicht an das Lernen aber an das Leben der Universitätszeit.

Aber weit entfernt, daß der Gegensatz des Wissens und des Seins bloß

zwischen das Studium der Universität und die Praxis des späteren Lebens sich eindrängte, macht er schon dort in verhängnißvoller Weise sich geltend und reiht auseinander was zu gedeihlicher Entwicklung einheitlich verbunden sein sollte. Wir besitzen das edle Gut der akademischen Freiheit, welches wie kaum ein andres dazu beiträgt, daß der Studierende nicht bloß lerne, sondern auch werde. Statt auf eingefahrenen Geleisen reglementmäßig sich vorwärts bewegen zu müssen, soll ihm die Gelegenheit geboten werden, selbst die Schwingen zu regen, auch auf die Gefahr eines Irrweges hin. Und statt allein auf die Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten seine Kraft zu verwenden, soll der innerste Kern seines Wesens durch persönliche Gemeinschaft, durch gegenseitigen Austausch nicht bloß des Wissens, sondern auch des Seins zur entsprechenden Ausgestaltung kommen. Aber wie leicht wird hier das Gleichmaß verfehlt: auf der einen Seite, im Allgemeinen wohl gegenwärtig seltener, gewahren wir einen Ueberschwang des Wissenszuges bei schwächlicher Ausbildung der Persönlichkeit; auf der andern Seite eine daß ich so sage hypertrophische Charakterbildung, die auf das Sein, das wirkliche oder auch scheinbare, großes Gewicht legt und darüber verkümmert, etwas Solides zu lernen.

Doch auch diese Art des Gegensatzes zwischen Wissen und Sein, wovon insbesondere die letztere Species häufig vor die Augen tritt, erschöpft nicht den Umfang seiner Erscheinungen. Eine andere Art desselben liegt tiefer und ist deshalb nicht in gleichem Maße wahrnehmbar wie jene; aber vorhanden ist sie und verhängnißvoll ist sie auch. Die Wissensstoffe, die Ergebnisse der Forschung, wie sie jeweilig von dem Jünger der Wissenschaft gelernt werden, treten in Widerstreit mit den Idealen und Zielen des Lebens, nach deren Verwirklichung für den Einzelnen der Werth des Seins sich bemißt. Das sind die schwersten Kämpfe, in welche unsere studirende Jugend verwickelt wird, die ihr nicht erspart werden können, weil sie durch die klaffenden Gegensätze unsrer gegenwärtigen Bildung, durch den Entwicklungsgang der einzelnen Wissenschaften bedingt sind. Man muß sagen, wo diese Kämpfe nicht eintreten, da ist's nach der gegenwärtigen Lage der Dinge eher ein schlimmeres als ein besseres Zeichen. Denn in der Regel kommt das nicht von innerer Stärke und Gesundheit her, die so zu sagen unbewußt nur das Heilsame sich assimilirt, die ungesunden Stoffe aber ohne viel Reflexion von sich abstößt, sondern eher von einer

gewissen Schwäche und Trägheit, die nicht die Energie und die Geistesklarheit besitzt, Unverträgliches zu erkennen und seiner sich zu erwehren. Aber das Bedenkliche ist dieses, daß auch in dem besseren Falle der Ausgang des Kampfes nicht selten eine gebrochene Zuversicht ist, oder gar eine solche, die sich dessen berühmt, „schwindelfrei auf der Höhe des Pyrrhonismus“ zu stehen. Man lebt ein gespaltenes Leben, ohne zu wollen was man weiß und ohne daß mit dem Wissen zusammenstimmt was man lebt. Niemand darf sich verhehlen, daß Aufschwung sei es im Leben und Sein, sei es im Erkennen und Wissen nur möglich ist, wo man Ziele kennt und für erreichbar achtet, und daß insofern der Skepticismus der Tod von Weidem ist.

Ich bin weit entfernt von der Meinung, daß für diese Schäden, an denen mindestens theilweise unsre akademische Jugend krankt, die Universitäten in erster Linie oder gar allein aufzukommen hätten. Sie unterliegen ihrerseits dem Einfluß des allgemeinen Lebens und der in ihm herrschenden Tendenzen, in höherem Grade als sie darauf zurückwirken. Und ebensowenig kommt es mir in den Sinn, Rathschläge zu geben, wie jene Schäden, wo immer sie bestehen, geheilt werden könnten. Nur dies ist mein Wunsch, dem Verständniß der Sache ein wenig näher zu treten und daraus zu entnehmen, was etwa über die Lage der Dinge uns zu beruhigen geeignet sei.

Verhältnißmäßig die geringste Sorge macht mir die erste Art des Gegensatzes, welcher beim Uebergang aus dem akademischen Leben in die Berufsarbeit sich geltend macht. Wenn zugegeben werden mag, daß manche Gebiete des Wissens von dem Studirenden zu durchlaufen und durchzuarbeiten sind, die eine unmittelbare Bedeutung für die nachmalige Praxis nicht haben, so dürfte doch selbst ein Uebermaß der Beschäftigung mit solchen scheinbar unfruchtbaren Stoffen der kühlen Berechnung vorzuziehen sein, was und wieviel in dem nachmaligen Beruf direkt verwerthet werden könne. Im Grunde kehrt hier, wenn auch auf einer höheren Stufe, die Frage wieder, die schon beim Uebergang ins akademische Studium sich darbietet, die Frage nach dem Maße der speciellen Vorbereitung für das besondere Fach, dem man sich zu widmen gedenkt. Hier ist doch weitaus die Majorität der maßgebenden Kreise darüber einverstanden, daß zwar ein gewisses Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten unbedingt nöthig ist zum gedeihlichen Beginn des akademischen Stu-

diums, daß aber ein wohlgeschulter Geist zur Erfassung und Durchdringung wissenschaftlicher Stoffe, ein geübtes Vermögen zur Beobachtung und Combination von Thatfachen mehr werth sei als eine theilweise und stümperhafte Vorwegnahme akademischer Specialstudien. Man mag dabei immerhin über das Mehr oder Minder der Anforderungen innerhalb der so bezeichneten Aufgabe im Zweifel und Widerstreit sich befinden, jedenfalls ist es von großem Gewinn, daß man bisher über die Aufgabe selbst im Ganzen und Großen einstimmig sich entschieden hat. Nun meine ich steht es ähnlich wie hier, nur auf einer andern Stufe, hinsichtlich des Verhältnisses zwischen dem akademischen Fachstudium und der nachmaligen praktischen Berufsarbeit. Mich will bedünken, daß es unendlich mehr bedeute, wenn ein junger Mann auf dem wissenschaftlichen Gebiet, welches an die einzelnen höheren Berufsarten sich angeschlossen hat, eingehend sich orientire, in all der Weise, wie der historisch gewordene jeweilige Stand einer Wissenschaft es mit sich bringt, als wenn er mit den Einzelheiten des beruflichen Geschäftsbetriebes schon auf der Universität bekannt gemacht würde. Ich gebe zu, daß die eine Art des Berufes mehr an praktischem Können derer, welche in ihn eintreten, voraussetzt als die andere; aber ich bezweifle, daß für die zukünftige Praxis, gerade für diese, am Geeignetesten vorbereitet diejenigen seien, welche schon auf der Universität vorwiegend jene praktischen Aufgaben ins Auge gefaßt haben. Denn die Aufgaben des zukünftigen Berufes wechseln, der Vielgestaltigkeit und dem Wechsel des Lebens entsprechend; und wer bloß eingeschlossen ist auf eine bestimmte Art und Form der Arbeit, der mag wohl darin zunächst gute Schreibersdienste oder Handlangerdienste thun, aber wenn die Lage sich ändert, wenn die gewohnten Formen zerbrechen, wenn neue Anforderungen sich erheben, dann stehen gerade solche Routiniers nicht selten rathlos und jene Andern gewinnen's ihnen ab, die den freien Blick und das geübte Auge für das Wesen der Sache sich erworben und erhalten haben. Wir leiden nicht, unsere Jugend leidet nicht am Uebermaß des Idealismus. Im Vergleich mit früherer Zeit, wo der deutsche Idealismus breit und ungebunden sich erging, sind wir schon viel nüchterner und praktischer geworden. Das war ein Fortschritt, und bedeutende Erfolge haben sich daran angeschlossen. Aber doch dürfte auf die Universitäten gesehen das Zuviel hierin besser sein als das Zuwenig: mir graut vor einer

Jugend, die statt aufgeschlossenen Geistes uninteressirt sich hineinzuwerfen in die Erkenntnißschätze und Lebenswirkungen der Hochschule mit altkluger Verständigkeit ausklügelt was man für das zukünftige praktische Leben gebrauchen könne und was nicht. Meine Herren Commilitonen, retten Sie sich ein Stück von akademisch-jugendlichem Idealismus hinein in ihr späteres berufliches Leben, wo es in der Regel praktisch und nüchtern genug hergeht. Das wird Ihrer zukünftigen Praxis zu Gute kommen. Pflegen Sie diesen Idealismus auch um unser, ihrer Lehrer willen, die wir dessen um so mehr bedürfen, je deutlicher vor unsern Augen die Begränzt-heit, die Schwäche, die Wandelbarkeit menschlicher Erkenntniß sich darstellt. Vermöge des geistigen Rapportes, welcher, wo es recht hergeht, zwischen Lehrer und Schüler stattfindet, können Sie uns geben, indem Sie von uns nehmen — einen Hauch, einen Widerschein Ihres jugendlichen aufstrebenden Lebens. Denn es gehört zu den edelsten Gütern wie des Lehramtes überhaupt, so des akademischen, daß wer mit der Jugend verkehrt, aus diesem sich immer erneuernden Born zu trinken und sein eignes alterndes Leben dadurch zu erfrischen vermag. Aber die Jugend muß auch darnach sein, um solchen Dienst dem Alter leisten zu können. Sie ist es, wenn sie den Jugendcharakter sich bewahrt, wachsendes Leben zu sein: nicht fertiges und abgeblaßtes, sondern werdendes; und nicht zerstücktes und auseinanderfallendes, sondern in seinen Momenten einheitlich sich entwickelndes. Da mag dann immerhin das Wissen sich bewegen innerhalb des Mafes, welches dem jeweiligen Sein gesetzt ist; noch nicht auf die bestimmten Anforderungen des späteren Berufes gerichtet, gleichwie auch das Leben sich noch nicht in den Schranken desselben bewegt. So hören die Klagen auf berechtigt zu sein, welche das auf der Universität erworbene Wissen als incongruent bezeichnen dem Ziele des Werdens und des nachmaligen Seins: kampfbereit stellen wir uns denen in den Weg, welche uns graue, formalistische Praxis einpfropfen wollen in den grünen Baum akademischen Studiums und Lebens.

Bedenklicher schon als dieser Gegensatz zwischen Wissen und Sein, der auch soweit er wirklich besteht schlimmere Folgen nur selten nach sich zieht, ist der andere, der inmitten des akademischen Lebens und Studiums hervortritt und recht eigentlich aus der Natur desselben erwächst. Wie so oft bei den mancherlei Widersprüchen,

unter denen unsre Lebensentwicklung leidet, sind es hier an sich berechnigte Wahrheiten, die je eine auf Kosten der anderen sich geltend machen und darum miteinander collidiren. Ich unterschätze gar nicht den Werth der Charakterbildung, welche zunächst durch strenge Zucht und Unterordnung unter einen fremden Willen angebahnt und herbeigeführt wird; denn es ist das Grundwesentliche unsrer Natur, daß wir nicht unser selbst, sondern von einer höheren Ordnung bedingt sind, und nur wer dieser Ordnung sich einzufügen versteht wird das seiner Individualität Entsprechende leisten. Aber sittlichen Werth hat diese Einfügung doch nur, wenn und je mehr sie zu einer freiwilligen, selbstgesetzten wird; sonst zerbräche man die Krone des Menschenwesens, denn dressiren kann man auch Hunde. Diese Selbstentscheidungs- und Sittlichkeitsbildung bedingt ist, hauptsächlich und wesentlich in die paar Jahre ihrer akademischen Bürgerschaft, welche eben darum in den meisten Fällen die Richtung des gesammten späteren Lebens bestimmen. Nun verstehen wir, weshalb gerade hier Collisionen zwischen dem Lernen und Werden, zwischen dem Wissen und Sein vorkommen, wie sie in gleicher Art sonst nicht wohl begegnen. Man taxirt sich zunächst nicht nach dem was man weiß, sondern nach dem was man ist: dieser Maßstab der Schätzung, welcher auch sonst durchweg gilt, kommt hier in sonderlicher Weise zur Anwendung. Wohl hat es zu Zeiten den Anschein gewonnen, als stehe das Strebeziel der menschlichen Entwicklung auf der Linie der intellectuellen Durchbildung; und wer mit seinem Lebensberuf vornehmlich auf das Gebiet des Erkennens und Wissens angewiesen ist kommt leicht in Versuchung, darnach den Werth eines Menschen überhaupt zu bestimmen. Aber dergleichen Irrthümer heben sich immer von selbst wieder auf, weil sie an handgreiflichen Thatfachen scheitern: es hat Wissensvirtuosen gegeben, die als Menschen recht klein und kleinlich waren; und Leute, mit deren Orthographie es bedenklich stand, haben ausgerichtet was ihnen nicht leicht ein Federsucher nachmacht. Wie sollte nun der gleiche Gegensatz dort nicht zum Ausdruck kommen, wo recht eigentlich, wie wir sahen, und in ganz besonderer Weise Lebensentscheidungen provocirt werden und eintreten, während zugleich die Thätigkeit auf Erwerbung eines Wissensschatzes gerichtet ist? Wer könnte sich wundern, daß der dem Leben zugewandte Sinn der

Jugend auf das Sein ein größeres Gewicht legt als auf das Wissen; daß ihr die Persönlichkeit zunächst und zuoberst Etwas gilt, die freie, tapfere, für das Leben aufgeschlossene, offen heraustretende, gegenüber dem Stubenhocker, der über seinen Büchern brütet und durch den aufgehäuften Wissenswust die freie Ausgestaltung seiner Persönlichkeit schädigt. Gewiß, wir verstehen das, denn es liegen diesem Gegensatz unlängbare Wahrheiten, wirkliche, nicht bloß fingirte Güter zu Grunde. Wir begreifen von hier aus die Excentricitäten, die sich an diesen relativ berechtigten Gegensatz anschließen, die Parikaturen akademischen Lebens, die hier in ziemlicher Fülle hervorstechen. Aber ganz so ist doch nicht, daß Alles verstehen soviel wäre, wie Alles verzeihen: Theoretiker*sagens wohl, aber in der Praxis verläugnen sie es. Namentlich wenns Väter sind oder Examinatoren. Es macht keinen wohlthuedenden, am Wenigsten einen sittlich erhebenden Eindruck, wenn man einen forschenden Studenten in einen timiden Examinanden auslaufen sieht. Wie viel gebrochene Existenzen, ja gerade für das spätere Leben gebrochene, sind die unheilvolle Wirkung dieses ins Extrem geschobenen Gegensatzes!

Meine Herren Commilitonen, wir können uns nicht verhehlen, daß dieser Gegensatz, dessen Wurzeln gerade auf akademischem Boden ihre Nahrung finden, gefahrdrohender ist als der erste. Ich will auch hier keine Rathschläge geben, sondern nur auszusprechen versuchen, was mich in Anbetracht der gegebenen Thatfachen hoffen läßt, daß der Gegensatz in der Mehrzahl der Fälle sich ausgleiche. Man redet sonst wohl von einer Logik der Thatfachen; ich möchte mich zunächst auf die Zucht der Thatfachen berufen. Es giebt Einsenwahrheiten, die man nicht aussprechen kann ohne trivial zu werden, die aber eben darum sich an die Füße hängen, so daß man sie nicht übersehen kann. Selbst abgesehen von dem speciellen Beruf eines civis academicus, der doch zunächst wohl Studirens halber die Hochschule besucht, ist es ein handgreifliches Mißverständnis, den Wissenserwerb abzusondern von der Entwicklung der Persönlichkeit. Gegenüber der Autonomie des Menschenwesens, in deren Betonung eine frühere Zeit mit Vorliebe sich erging, da man den Menschen oder gar das menschliche Individuum auf sich selbst stellte, ist gegenwärtig in allen Lagern wenigstens darüber Einverständnis, daß nur im Zusammenhange mit dem Ganzen, durch Hineinversetzung in den gemeinsamen Erwerb,

durch Aufnahme und Aneignung gegebener Lebenspotenzen und Wissensstoffe der Einzelne das Ziel seiner Entwicklung erreichen könne. Zwar wäre es eine Verläugnung des Menschenwesens, nur zum Ganzen zu streben und an das Ganze sich anzuschließen, ohne in seiner Art, wärs auch im bescheidensten Maße, selbst ein Ganzes zu sein: aber eben dies Letztere erreicht man nur, wenn man das Ganze auf sich wirken läßt und heimisch wird in dem relativen Ganzen, in welchem man seinen Platz einzunehmen gedenkt. Auch wenn der einzelne Mensch Nichts wäre, als gleichsam einer der ungezählten Thautropfen, die des Morgens im Graue funkeln und dann von der Hitze des Tages aufgezogen werden, so würde es seine eigenthümliche Schönheit, seine Ehre sein, den Sonnenstrahl und seine Umgebung in sich abzuspiegeln, statt sich vor ihnen zu verschließen. Darum kann ich mich der Zuversicht nicht entschlagen, es werde ganz abgesehen von allen Nützlichkeits- und Nothwendigkeitsmotiven in dem Kapitel von der Ehre des studentischen Lebens trotz mannigfacher Schwankungen immer davon zu lesen sein, daß es nicht zur Mehrung, sondern zur Minderung solcher Ehre diene, den Lernberuf des akademischen Lebens zu vernachlässigen. Denn wie gern wir dem akademischen Bürger, eben weil er in freier Selbstbestimmung seinen Weg gehen soll, und weil Nichts der Jugend weniger ansteht als geistlose Pedanterie, gern eine gewisse exemte Stellung in Vergleich mit anderen Berufsarten und mit der Vorbereitung für dieselben einräumen, und wie sehr wir auch das Uebersprudeln jugendlichen Geistes, das gelegentliche Ueberpringen der gezogenen Schranken zu würdigen gemeint sind, so giebt es doch dormalen noch keine andere Ethik für das studentische Leben, als für das sonstige und gemeinbürgerliche, wo Gewissenhaftigkeit, Fleiß, Treue in der Erfüllung der Berufspflichten nach übereinstimmendem Urtheil Ehre bringt, das Gegentheil aber Unehre. Auch der Erwägung wird man sich nicht verschließen können, die zumal in der Gegenwart sich nahe legt, daß Nichts den ungeschmälerten Fortbestand der akademischen Freiheit leichter gefährden würde, als die Erfahrung, sie stehe der Tüchtigkeit für den zukünftigen Beruf hemmend entgegen statt sie zu fördern. Die Aufbietung aller geistigen und physischen Kräfte, wie sie bei anderen Berufsarten in unsrer rastlos arbeitenden und vorwärts strebenden Zeit gefordert wird, dürfte in bedenklicher Weise contrastiren beim Vergleich mit dem akademischen Leben, wenn hier der ungebundene

Genuß sich geltend machte auf Kosten treuer Arbeit; selbst Solche, die das hohe Gut der akademischen Freiheit kennen und lieben gelernt haben, werden angesichts solchen Contrastes zu Zeiten daran irre.

Bei der *vis inertiae*, wie sie nun einmal der Menschennatur anhaftet, ist ja freilich die *dira necessitas* eine gute Lehrmeisterin, die den Unbesonnenen wieder zurecht bringt: wir bedürfen Alle, wenn schon in verschiedenem Maße, solchen Zuchtmeisters. Aber mag nun im schlimmsten Falle auch darauf meine Hoffnung sich stützen, so ist es doch erfreulicher, an die Erfahrung zu erinnern, der unsre studirende Jugend sich nicht entziehen kann, daß gerade die innere Reife des Charakters gefördert, die Kraft der Persönlichkeit gesteigert wird, indem man sich gewöhnt, spröde geistige Stoffe denkend und lernend zu bewältigen, die Energie des Geistes andauernd auf ein bestimmtes Gebiet der Forschung hinzulenken, bis es gelingt darin heimisch zu werden. Das erfordert Anspannung des innern Menschen und ist etwas ganz Anderes, als mechanisches Einprägen überlieferter Wissensstoffe; wer sich darin übt, der lernt dadurch Zucht der Gedanken, und diese ist nicht ohne Einfluß auf die Haltung des Lebens. So wird die Aneignung des Wissens, wo sie rechter Art ist, von selbst zur Förderung des Seins, und nicht stellen wir das Eine fälschlicher und verderblicher Weise in Gegensatz zu dem Andern.

Es giebt Gott sei Dank unter unsern Studirenden immer eine namhafte Anzahl Solcher, welche nicht nur persönlich das Band des Wissens und des Seins zu bewahren und zu festigen verstehen, sondern auch gerade um deswillen bei ihren Commilitonen Achtung und Ehre sich erwerben. Wir dürfen und wollen hoffen, daß Solche namentlich in den Gemeinschaften, in denen sie stehen, durch ihre Existenz schon die Kluft zu mindern geeignet sind, welche zwischen der Betonung des Seins und jener des Wissens hin und wieder sich zu öffnen droht. Dann würde die Thatsache immer seltener werden, daß der Gemeinschaft sich zu entziehen veranlaßt ist, wer den Umfang seines Wissens erweitern zu müssen in den Fall kommt; und dem Ideal akademischen Lebens und Studiums wären wir ohne Zweifel um ein Bedeutendes näher gerückt.

Aber wenn wir nun auch auf diesem Punkte nicht hoffnungslos auf die Gefahren hinzublicken brauchen, welche aus den eigenthümlichen akademischen Verhält-

tionen losgekommen den festen Untergrund der Erfahrung wiedergefunden haben. Hier, in dem Thatsächlichen und Realen, ist das Gebiet, wo man sich, wenn überhaupt, verständigen kann; hier findet man sich immer wieder zusammen, wo sonst die schweifenden Gedanken, die weitgreifenden Hypothesen auseinandergegangen sind. Auch an dieser Stelle, und da zumeist, dürfen wir die Frucht der Thatsachen als eine Wohlthat anerkennen und ihrer Wirkung uns getrösten, selbst wenn es scheinen könnte, daß diese Thatsachen an ihrem Theile den Zwispalt des Wissens und des Seins mitbeförderten. Diese Thatsachen tragen, wie unendlich mannigfach sie auch sein mögen, doch im Grunde einheitlichen Charakter an sich; wer sich ihnen hingiebt und sie als solche von den angehängten Commentaren zu unterscheiden weiß, für den haben sie in ihrer Einheitlichkeit etwas Beruhigendes, das in sich zerrissene Menschenwesen Zusammenfassendes, zur Einheit Zurückdrängendes.

Man muß freilich, um solche Hoffnung zu hegen, den Umfang der Realitäten, in deren Apperception die Erfahrung besteht, nicht von vorn herein und willkürlich beschränken. Und es ist das Gute an den Thatsachen, daß sie in ihrer Existenz und Wirkung sich fühlbar machen, auch wenn man sich ihnen entziehen möchte. So tritt die Bedeutung der ethischen Welt, der in ihr herrschenden Ordnungen und Gesetze, ungerufen und immer aufs Neue denen entgegen, die etwa vorwiegend dem intellectualistischen Zuge oder auch dem sinnlich empiristischen sich hingeeben haben. Es ist selbst eige Thatsache, die zu denken giebt, daß als der kritischen Philosophie die Dinge der sinnlichen Erfahrung in ihrem Ansichsein zu entschwinden drohten, die sittliche Erfahrung, das sittliche Urtheil und das sittliche Verhalten als die Punkte erachtet wurden, welche vorzugsweise der Skepsis widerstünden. Und es wird wohl auch nicht zufällig sein, daß in der Gegenwart gar manche Seiten dieser kritischen Philosophie, bei Solchen wo es äußerlich angesehen befremden könnte, wieder Anklang gefunden haben. So gut wie es dabei bleiben wird, daß der absolute Werth eines Menschen, wie groß im Uebrigen oder wie gering seine Leistungen auf anderen Gebieten des Wissens und des Könnens sein mögen, nach seiner sittlichen Durchbildung sich bemißt und daß hierin immer wieder ein Correctiv gelegen ist gegen falsche Bewunderung einerseits und unziemliche Herabsetzung andererseits, so gewiß werden sich die ethischen Realitäten immer in erster Reihe der Erfahrung aufdrängen, sei es der

individuellen, sei es der socialen Erfahrung, und wer sie über anderen Thatsachen zu würdigen vergißt, bei dem klopfen sie ungerufen an und fordern Eingang. Ich habe dabei die sittlichen Realitäten nur beispielsweise hervorgehoben, um an ihnen als nächstgelegenen zu exemplificiren was auch von anderen gesagt werden könnte. Es gehört freilich zur eigenthümlichen Schwäche des Menschen, der auf Einmal immer nur Stücken der Wahrheit, nebeneinander und nacheinander, forschend nahe zu treten vermag, und ist zugleich die Folge des wachsenden, mehr und mehr zu Specialitäten fortschreitenden Umfanges der Disciplinen, daß der an einer einzelnen Ecke sitzende und sinnende Arbeiter das Ganze, wenn er überhaupt darauf reflectirt, von dieser Ecke aus zu betrachten pflegt und nun seine Specialerfahrungen, seine Specialgedanken in das Ganze hincinschaut. Aber eben darum hat es etwas Tröstliches und Beruhigendes, wenn man doch wenigstens darüber sich zu verständigen im Begriffe steht, daß die Thatsachen zu entscheiden haben, und wenn man gemeint ist, diese Thatsachen anzuerkennen, wo immer sie sich finden. Dies Letztere darf man ja gegenseitig voraussetzen, so lange nicht das Gegentheil bewiesen ist. Und dadurch wird man auch der Versuchung ledig, Jemanden persönlich nur nach dem System zu beurtheilen, welches er in seiner Ecke sitzend sich entworfen hat und welches ja freilich sehr zu Collisionen führen mag. Im Grunde, je mehr die Thatsachen Raum gewinnen, ist immer mehr Uebereinstimmung vorhanden, als es der Theorie nach scheint, und die Gelehrten sind zumeist entweder besser oder schlechter als ihre Systeme.

Ich fürchte nicht, daß man mich des Widerspruchs bezichtige, als der ich vorhin dem Idealismus das Wort geredet, und nun auf die Realitäten meine Hoffnung setze. Eben darum wurde oben der falschen Verengerung des Gebietes der Thatsachen gewehrt, um jetzt desto bestimmter sagen zu können, daß nur derjenige Idealismus Werth hat, welcher sich selbst auf Thatsachen gründet und an Thatsachen sich bewährt. Sowohl, es giebt blasse Ideen, Schattenbilder, denen man nachjagt, ohne sie greifen zu können, während die rechte, reale Idee in den Dingen sich verleiht hat, so daß man die Dinge nicht kennt, wenn man ihrer Idee sich nicht bemächtigt. Wie denn unser großer Dichter ein so ausgesprochener Realist war und von sich sagte, er sehe die Ideen. Diese Ideen, die in den Realitäten sich verkörpern, in ihnen Fleisch und Blut annehmen und dadurch zur Erfahrung kommen, sie sind selbst

hinschleppend im Schlendrian der Tagesarbeit, den höchsten Zielen mehr und mehr abgewendet, ohne freien und fröhlichen Aufschwung;

Vor vier Jahren hat an dieser Stelle unser unvergessener und unvergeßlicher Kollege, v. Hofmann vom Fortbestande der theologischen Facultäten inmitten der akademischen Korporationen geredet, mit welchem Rechte, und unter welchen Voraussetzungen er zu erwarten sei. Daß diese Fragestellung, selbst, und insbesondere der Anlaß der dazu führte, in einem gewissen Zusammenhänge steht mit dem Gegenstande meiner Rede, brauche ich nur anzudeuten. Ich komme darauf auch nicht weiter zurück, als daß ich früher Gesagtes auf diesen vorliegenden Fall anwende. Meine Herren Commilitonen von der theologischen Facultät! Nirgend wird der Gegensatz des Wissens und des Seins, wo immer er besteht, als unnatürlicher, ja tödtlicher mehr empfunden, als wenn er bei Theologen sich geltend macht. Das kommt wohl, wenn ich recht sehe, daher, daß diese Wissenschaft, gewiß nicht allein, aber in eigenthümlicher und sonderlicher Weise, dahin trachtet, das menschliche Sein in seinen höchsten Bezügen, in seiner Einheitlichkeit und Normalität, zum Ausdruck zu bringen. Die Existenz dieser Wissenschaft, mit ihr der Fortbestand der theologischen Facultäten, beruht darauf, daß es Realitäten sind, nämlich höherer Ordnung, die sie auf Grund einer darauf gerichteten Erfahrung zu erfassen und darzustellen hat. Unbeschadet dessen, daß die Erfahrung dieser Realitäten nicht mit physischer Nothwendigkeit sich aufdrängt, weil ihre Apperception mit der Selbstbestimmung des Menschen zusammenhängt, dürfen wir wohl auch nach historischem Urtheil deren Existenz und ihre Wirksamkeit voraussetzen. Hat sich doch diese Existenz auch für weitere Kreise neuerdings in der Wirkung bewährt, die sie dem Schmerze und der Noth des Lebens gegenüber auszuüben vermag. Hier gilt es vor Allem auf die Thatfachen Gewicht zu legen, durch welche die auch auf diesem Punkte ersichtliche Kluft des Wissens und des Seins ausgeglichen wird, auf die Thatfachen des religiös-sittlichen Lebens, anstatt erfahrungslosen, nutzlosen Speculirens, an Stelle eines Wissens, welches das Fundament des Seins nicht unter sich hat oder demselben disparat ist.

Hochzuverehrende Herren! Der Einzelne, welcher über so wichtige Lebensfragen wie diese zumal in kurz bemessener Zeit sich verbreitet, darf zunächst nicht auf

+1877

Weiteres rechnen, als daß man sein Gutmeinen und den redlichen Willen anerkenne, an seinem bescheidenen Theile zur Lösung jener Probleme beizutragen. Auf alle Fälle aber sind wir einverstanden in dem Wunsche, daß unsere geliebte Friderico-Alexandrina unter Gottes Schutz und Segen erfolgreich auch in dem vor uns liegenden Jahre den friedlichen Wettkampf erneuere, den sie im Sein wie im Wissen unter ihren Schwestern bisher mit Ehren bestanden hat.

7